

Inez Corbi

Weit wie der Himmel

Inez Corbi

*Weit wie der
Himmel*





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage 2014

© 2014 cbj Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House, München
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Kathrin Schüler, Berlin
unter Verwendung der Fotos von:

© Istockphoto/ ArminStautBerlin; Shutterstock/ Galyna Andrushko

MP · Herstellung: UK

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-15758-9

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für Kerstin

Kapitel 1

SÜDAFRIKA, AUGUST 1837

»Ein Gewehr!«, rief Adriaan. »Schnell, Kat, ich brauche ein neues Gewehr!«

Die Schreie der Angreifer hallten durch die Nacht, ein auf- und abschwellendes Kriegsgeheul. Dazwischen ertönte der dumpfe Knall von Schüssen. Kats Herz klopfte rasch und hart gegen ihre Rippen. Hastig reichte sie ihrem älteren Bruder die geladene Flinte und nahm die leer-geschossene Waffe in Empfang. Der Feuerschein einer Lanterne zuckte über sein Gesicht.

Die Xhosa hatten ihren Treck mitten in der Nacht überfallen. Die schwarzen Krieger, deren Gebiet sie durchqueren, hatten es auf die große Herde von Rindern und Schafen abgesehen, die den Wagenzug begleitete.

Adriaan stützte sich am hölzernen Wagenaufbau ab, legte das Gewehr an, zielte und schoss. Ein Schrei ertönte. Durch die Lücke zwischen den Planwagen konnte Kat einen der schwarzen Angreifer zu Boden sinken sehen. Mit fliegenden Fingern ließ sie eine neue Kugel in den Lauf des schweren Gewehrs gleiten und stieß mit dem langen Ladestock nach. Wieder ertönte ein Schuss, und wieder griff Adriaan nach der anderen, frisch geladenen Waffe.

Um Kat und Adriaan herum spielten sich ganz ähnliche Szenen ab. Jeder erwachsene Mann und jeder halbwüchsige Knabe schoss aus der Deckung seiner Wagenburg heraus. Frauen und Mädchen luden die schweren Gewehre und reichten sie eilig an die Männer weiter. Kleine Kinder im Hemd weinten, aus dem Schlaf gerissen von dem nächtlichen Überfall. Die ausgespannten Zugochsen brüllten, Schafe blökten laut, Pferde wieherten. Der beißende Geruch des Schießpulvers kitzelte Kat in der Nase.

Ihr Vater schoss im Schutz des zweiten Wagens liegend, in seinem bärtigen Gesicht sah sie düstere Entschlossenheit. Ihre Stiefschwester Sibilla hatte sich mit den Kleinsten hinter einem der Wagenräder verschanzt, hielt die Hände auf die Ohren gepresst und zuckte bei jedem Schuss zusammen. Kat spürte den Wagen erzittern, als ein Speer in die äußere Seitenwand fuhr, und duckte sich instinktiv.

Wenige Meter neben ihren Geschwistern war der dreizehnjährige Lieven mit dem Gewehr in der Hand neben dem Rad zusammengesunken und schluchzte.

»Lieven!«, rief Kat ihrem Stiefbruder über den Lärm hinweg zu. »Du musst schießen! Willst du, dass die Kaffir unser Vieh stehlen?«

Der Junge sah sie aus schreckgeweiteten Augen an und schüttelte den Kopf, in seinem blassen, sommersprossigen Gesicht sah sie Todesangst. Dennoch machte er keine Anstalten, das Gewehr zu heben.

Dieser Hornochse!

In ihren Fingern fühlte sich das kleine handgenähte Kugelsäckchen viel zu leicht an. Nur noch so wenige Kugeln! Sie hatten kaum noch Munition und eine Horde wilder

Krieger umringte sie! Kat wischte sich über das schweißnasse Gesicht und ließ eine weitere Kugel in den Lauf gleiten.

Adriaan reichte ihr die leer geschossene Flinte und rieb sich die Schulter. Die Rückstöße des schweren Gewehrs mussten ihm große Schmerzen bereiten; vor wenigen Tagen hatte er sich bei einem Sturz vom Pferd den Arm ausgekugelt. Eigentlich hätte er den Arm überhaupt nicht belasten dürfen, aber danach fragte in dieser Nacht niemand. Sie brauchten jeden verfügbaren Mann, der eine Waffe halten konnte.

»Lass mich schießen«, rief Kat ihm zu.

Kurz entschlossen klemmte sie sich das neu geladene Gewehr unter eine Achsel, hob mit einer Hand ihren bodenlangen Rock und hielt sich mit der anderen an einer Seitensprosse fest, als sie auf das hintere große Wagenrad stieg. Für ihre fast fünfzehn Jahre war sie eindeutig zu klein, musste sie wieder einmal feststellen. Wenn sie sich auf dem eisenbeschlagenen Rand auf die Zehen stellte und sich streckte, konnte sie gerade so über die Wagenplane sehen.

Sie legte den Lauf des Gewehrs auf das feste Tuch, richtete ihn in die Dunkelheit, stemmte sich gegen den Kolben und schoss.

Der Rückstoß der schweren Waffe fuhr ihr wie ein heftiger Schlag in den Arm und warf sie vom Rad. Rücklings landete sie auf dem Boden. Und sah den Xhosa nur wenige Schritte entfernt vor sich. Wie um alles in der Welt war er ins Innere der Wagenburg gekommen? Hoch aufgerichtet stand er vor ihr, die dunkle Haut im Feuerschein

wie poliertes Ebenholz glänzend, einen langen Wurfspeer, den Assegai, in der Hand.

Kat konnte sich nicht rühren vor Schreck, all ihre Gliedmaßen waren wie eingefroren. Sie konnte nur zusehen, wie der Krieger den Arm mit dem Speer hob. Hörte wie durch Watte, wie jemand einen Namen rief.

Ein sirrendes Geräusch ertönte, als der Xhosa den Speer warf. Gleich darauf dröhnte ein Schuss, und der Mann brach zusammen, keine zwei Schritte von ihr entfernt.

Sie konnte sich erst wieder rühren, als sie hörte, wie Adriaan einen erstickten Laut von sich gab. Hastig kam sie auf die Füße und drehte sich um, wollte schreien, doch vor Entsetzen versagte ihr die Stimme: Ihr Bruder stand aufrecht am Wagen, sein Gesicht leuchtete geisterhaft bleich in der von Feuerschein erhellten Nacht. Er hustete, aus seinem Mund quoll etwas Dunkles und lief ihm über den roten Bart. Mit beiden Händen umfasste er den Schaft des Assegais, der aus seiner Brust ragte. Der Speer hatte seinen Körper durchbohrt, war an seinem Rücken wieder herausgekommen und hatte ihn an die hölzerne Seitenwand des Wagens genagelt.

Adriaan sah auf den Schaft in seiner Brust, dann lösten sich seine Hände und sanken kraftlos nach unten.

»Es tut gar nicht weh«, sagte er erstaunt.

Kapitel 2

Die riesige Herde gelbbrauner Elen-Antilopen stob wie ein aufgeschreckter Schwarm Fische auseinander. Kat ließ das Gewehr sinken, richtete sich auf dem Pferderücken auf und beschirmte ihre Augen vor der tief stehenden Sonne. Auf dem *veld*, der weiten grasbewachsenen Ebene, lag ein Tier. Es rührte sich nicht.

»Getroffen!«, jubelte sie auf und drehte sich um. »Josias, sieh nur, ich habe getroffen!«

Der Mann, der dicht hinter ihr auf dem Pferd saß, nickte, aber er lächelte nicht. Josias lächelte nie.

»Gut gemacht.« Nur diese beiden Worte, aber für Kat waren sie eine hohe Auszeichnung. Josias van Valck, der Anführer ihres kleinen Trecks, redete selten, und wenn er es tat, waren es meist nur Anweisungen. Er war um die vierzig Jahre alt – so genau wusste das niemand – und von den festen Schuhen bis zu seinem breitrempigen Hut ganz in derbes braunes Leder gekleidet. Im Gegensatz zu den meisten anderen Burenmännern trug er keinen langen Bart, sondern rasierte sich einmal in der Woche, am Sonntag. Inzwischen war die letzte Rasur allerdings schon etliche Tage her und ein kurzer, dunkler Bart bedeckte seine untere Gesichtshälfte.

Er ließ sein Pferd in einen gemächlichen Trab fallen und ritt mit Kat das sanfte Gefälle hinunter in die Ebene. Seine Hand lag dabei groß und warm um ihre Mitte, seine Berührung war leicht, nur um sie zu stützen. Es war das zweite Mal, dass der Treckführer sie mit auf die Jagd nahm, und sie wollte diese kostbaren Momente nicht durch albernes Getue aufs Spiel setzen. Die meisten Mädchen hatten Angst vor ihm und der Dürsterkeit, die er ausstrahlte. Kat dagegen mochte ihn. In Josias van Valck glaubte sie so etwas wie einen Seelenverwandten zu erkennen. Und seit er den Xhosakrieger erschossen hatte, der Adriaan getötet hatte, war er noch weiter in ihrer Achtung gestiegen.

Nur wenige Kilometer entfernt, in Richtung Norden, erhoben sich schroff gezackte Gipfel. Drakensberge – Drachenberge – wurden sie genannt, und tatsächlich konnte man glauben, in den gezahnten Felsformationen die Umrisse dieses Feuer speienden Fabelwesens zu erkennen. Auf den Ebenen und den nahe gelegenen Hängen am Fuß der Berge grasten ganze Herden von Antilopen und Springböcken. Sie boten eine willkommene Abwechslung vom ewigen Hammelfleisch.

Ob Josias sie nur zum Jagen mitgenommen hatte, weil sie ihm leidtat? Es war schließlich noch keine zwei Wochen her, dass sie Adriaan unter einem Akazienbaum irgendwo am Rande des Weges begraben hatten. Aber Kat wollte niemandem leidtun. Sie wollte um ihrer selbst willen geschätzt werden. Und mit dem gut gezielten Treffer hatte sie bewiesen, dass sie konnte, was sie immer behauptete: Schießen.

Schnell hatten sie das tote Tier erreicht. Kat hob wenig

damenhaft eines ihrer Beine, das in einer weiten Hose aus hellem, grobem Baumwollstoff steckte, schwang es über den Hals des Pferdes und sprang hinunter. Dann stieg auch Josias ab.

Einer ihrer beiden geflochtenen Zöpfe hatte sich gelöst und hing ihr geöffnet über der Schulter; ungeduldig strich sie die rotbraunen Strähnen zurück. Dann beugte sie sich neben Josias über ihre Beute.

Es war ein Jungtier, kaum so groß wie ein Rinderkalb. Mit den eng gedrehten, geraden Hörnern und dem goldbraunen Fell gehörte es zu den schönsten Tieren, die Kat je gesehen hatte. Für einen Augenblick bedauerte sie, dass sie dieses wundervolle Geschöpf hatte töten müssen. Aber wenigstens ohne es leiden zu lassen – der Schuss war in den Kopf eingedrungen, es war sofort tot gewesen.

»Tut mir leid«, murmelte sie der jungen Antilope ins Ohr, so leise, dass Josias sie nicht hören konnte. Er hätte es sicher albern gefunden, dass sie sich bei dem toten Tier entschuldigte. Dabei jagten sie lediglich für den eigenen Bedarf. Anders als die englischen Rotnacken, die *rooineks*, die manchmal nur zu ihrem Vergnügen ganze Herden von Gnus, Zebras oder Springböcken abschossen, wie Kat gehört hatte, und die die Kadaver dann liegen ließen, wo sie auf der offenen Ebene verwesten und Geier und Hyänen anzogen.

Als sie Josias half, ihre Beute auf sein stämmiges Basutopferd zu laden, lief ihr unter Hemd und Jacke bald der Schweiß. Für Mitte September war es schon ziemlich warm, der Frühling war im Anmarsch. Durch die mit ersten Blumen gesprenkelte Steppe zog sich eine breite Spur, die die Ochsenwagen hinterlassen hatten.

Auch Josias war es warm. Als er sich mit einem Finger unter sein verschwitztes Halstuch fuhr, konnte Kat einen Blick auf die lange Narbe werfen, die sich wie ein Würge- mal um seinen Hals zog. Ein Überbleibsel aus der Zeit, als er von den Engländern fast hingerichtet worden war. Kat hatte noch nie die ganze Geschichte gehört, aber eines Tages, da war sie sich sicher, würde sie sie erfahren.

»Müssen wir wirklich schon zurück? Können wir nicht noch weiter jagen?«, fragte sie sehnsüchtig.

Josias sah sie aus tief liegenden, dunklen Augen an, dann schüttelte er den Kopf. »Das Fleisch muss verarbeitet werden. Und dein Vater will sicher, dass du bei den Essensvorbereitungen hilfst.«

»Mein Vater merkt doch gar nicht mehr, ob ich da bin oder nicht!«, gab sie resigniert zurück. »Ich habe so viele neue Geschwister, da fällt einer mehr oder weniger nicht weiter auf.«

Josias antwortete nicht und schwang sich aufs Pferd, das erlegte Antilopenkalb vor sich. Für Kat war kein Platz mehr.

Seufzend streichelte sie den Hals des Pferdes. Es machte ihr zwar nichts aus, zu laufen, aber sie wäre gern noch länger mit Josias unterwegs gewesen. Ab morgen würden diese gemeinsamen Jagdausflüge ein Ende haben. Denn dann würden sie am Fuß der Drakensberge mit anderen Ochsenwagentrecks zusammentreffen und Josias würde keine Zeit mehr für sie haben. Sie drehte sich um und trottete hinter dem Pferd her, zurück zum Lager.

Die große Schafherde und die Ansammlung von Wagen mit den vielen Zugochsen waren schon von Weitem zu sehen. Und zu hören; je näher sie kamen, desto deutlicher vernahm man das Blöken der Schafe und das Brüllen der Rinder. Ein leichter Wind trug den strengen Geruch tierischer Ausdünstungen zu ihnen, und den von Hitze, Staub, zertretenem Gras und Schweiß.

Der Treck, den Josias van Valck anführte, bestand aus sieben Familien mit insgesamt sechzehn Wagen. Vor einigen Monaten waren sie von der Kapkolonie aus gestartet. Viele weitere Trecks waren ebenfalls unterwegs und kämpften sich mit ihren schweren Ochsenwagen durch das südafrikanische *veld*. Voortrekker nannte man sie, was so viel wie »die Vorausgehenden« bedeutete. Sie gingen voraus auf der Suche nach Land, auf dem sie sich niederlassen und endlich wieder frei leben konnten.

Sie alle waren Buren, vor vielen Jahren ausgewanderte Holländer, die ihre alte Heimat in Europa verlassen und ihr Glück in der niederländischen Kolonie am südlichen Ende Afrikas gesucht hatten. Für lange Jahre hatten sie dort ihre Farmen bestellt, Kinder gezeugt und ein gottesfürchtiges Leben geführt.

Aber dann waren die Engländer gekommen, hatten das Land an sich gerissen und neue Gesetze erlassen, die unvereinbar mit dem burischen Lebensstil waren. Die Engländer führten ihre Sprache und ihre Währung ein, siedelten sich mit zahlreichen Familien an, gründeten Missionsstationen und begannen, die heidnischen schwarzen Stämme zum christlichen Glauben zu bekehren. Vor wenigen Jahren hatten sie sogar die Sklaverei abgeschafft, das musste man

sich einmal vorstellen! All die schwarzen Arbeiter, die bislang auf den Farmen der Buren als Viehtreiber oder Haushaltshilfen gearbeitet hatten, mussten nun bezahlt werden. Die Form der Entschädigung, die den Farmern dafür zustand, war der reine Hohn: Damit ihnen der ohnehin lächerlich geringe Betrag ausgezahlt werden konnte, hätten die Männer ihre Farmen wochenlang alleine lassen und ins weit entfernte London, nach Europa, reisen müssen.

Nein, auf diese Weise konnten sie nicht leben! Und so hatten viele von ihnen beschlossen, fortzugehen wie der einst die alten Propheten der Bibel und sich neues, freies Land zu suchen. Eine Expedition, die sie vorausgeschickt hatten, sprach von fruchtbaren Feldern hinter den Drakensbergen. Und so verkauften schon bald die ersten Buren ihre Farmen, packten Gewehr, Bibel und alle beweglichen Haushaltsgegenstände ein und machten sich mitsamt ihren Familien und der schwarzen Dienerschaft auf den Weg. Auf nach Norden, fort aus dem britischen Herrschaftsgebiet.

Kat schlenderte durch das Lager, Adriaans Gewehr in der Hand. Die Zugochsen, die die schweren Wagen zogen, waren bereits ausgespannt und zu den anderen Rindern in einen großen Kral getrieben worden. Junge schwarze Burschen schleppten dornige Büsche heran und legten sie übereinandergestapelt und mit den Spitzen nach außen um das Viehgehege. Jede Nacht, auf jedem neuen Lagerplatz wurde so verfahren – die Dornbüsche hielten die gewaltigen Herden zusammen und schützten die Tiere vor Angriffen von Löwen und Leoparden. Nur gegen den Überfall der Xhosa vor knapp zwei Wochen hatte auch das Dornengestrüpp nichts genützt. Etliche Hundert Stück Vieh

hatten die schwarzen Räuber erbeutet. Allerdings hatten sie sich nicht lange daran erfreuen können; wenige Tage später waren ihnen einige bewaffnete Buren gefolgt und hatten nach einem kurzen Gefecht, bei dem sie viele Xhosa töteten, die meisten Rinder wieder zurückgebracht.

Kat winkte einem der schwarzen Hütejungen zu und er winkte zurück. Eine Weile sah sie ihnen zu, wie sie die Dornenhecke bauten, dann schlug sie den Weg zu den Wagen ein, die ihrer Familie gehörten.

Vor den beiden über Eck gestellten Fuhrwerken knieten Alida und Sibilla vor einem roh gezimmerten Stuhl, dem sie gerade eine Sitzfläche flochten. Alida war Kats Stiefmutter und Sibilla deren älteste, sechzehnjährige Tochter. Haare und Schultern der beiden Frauen wurden züchtig bedeckt vom *kappie*, der großen Haube mit breiter Krempe, die Bänder waren unter dem Kinn zur Schleife gebunden. Hinter ihnen rührte die junge schwarze Dienerin Unathi in einem über das Feuer gehängten Kessel, aus dem der strenge Geruch von gekochtem Hammel aufstieg. Als ihr Magen sich mit lautem Knurren meldete, merkte Kat, dass sie Hunger hatte.

Alida blickte auf, als Kat näher kam. Ihre Stiefmutter war knapp über dreißig, der weite Rock verbarg kaum noch ihre fortgeschrittene Schwangerschaft. Nach dem Tod von Kats Mutter vor zwei Jahren hatte ihr Vater eine junge Witwe mit vielen Kindern geheiratet. Das war nichts Ungewöhnliches bei den Buren. Wenn ein Ehepartner starb, heiratete der Hinterbliebene meist erneut, sodass es oft zu großen Familien kam. Seit vorigem Jahr hatte Kat daher acht neue Geschwister.

»Katharina Prinsloo, wo hast du dich wieder herumgetrieben?«

Kat verzog das Gesicht. Sie hasste es, wenn man sie Katharina nannte. Dieser Name passte überhaupt nicht zu ihr, fand sie.

»Ich war jagen. Mit Josias.« Sie wusste genau, welche Reaktion sie damit hervorrief, aber das war ihr egal. »Ich habe eine Antilope geschossen. Mit einem einzigen Schuss!«

Alida schüttelte missbilligend den Kopf. »Mijnheer van Valck ist kaum der richtige Umgang für ein junges Mädchen von vierzehn Jahren.«

»In ein paar Wochen werde ich fünfzehn!«, gab Kat zurück. »Und Josias nimmt mich gerne mit zum Jagen.«

»Es ist nicht richtig, dass eine Frau zur Jagd geht. Und wie läufst du überhaupt wieder herum? Eine burische Frau trägt keine Hosen!«

»Das sind Adriaans Hosen und er hat sie mir vermacht! Genau wie sein Gewehr!«

Gut, ganz so deutlich hatte er sich nicht ausgedrückt in den wenigen Minuten, die er noch gelebt hatte, nachdem der Speer ihn getroffen hatte. Aber er *hätte* es zumindest sagen können.

Alida erhob sich und griff sich mit beiden Händen in den Rücken. »Zieh dich um, Katharina. Und dann hilfst du Sibilla beim Flechten.« Sie sah kurz nach Unathis Kochelei, rührte selbst einmal im Topf und gab ein paar Kräuter in den Eintopf, dann ließ sie Kat mit Sibilla zurück.

Sibilla richtete sich auf und stemmte die Hände in die Seiten. »Worauf wartest du? Tu, was unsere Mutter dir sagt!«

»Sie ist nicht meine Mutter!«

»Jetzt ist sie es! Und sie hat gesagt, du sollst mir helfen.«

»Ach, halt doch die Klappe, blöde Schnepfe«, murmelte Kat auf Deutsch.

»Was hast du gerade gesagt?«

»Nichts.«

»Ich habe es doch gehört! Du hast wieder Deutsch gesprochen und irgendetwas Böses über mich gesagt!«

Sie drehte sich um.

»Mama«, rief sie zu Alida hinüber, »Katharina hat schon wieder komische deutsche Wörter gesagt!«

Kat grinste in sich hinein. Wenigstens das hatte sie ihren neuen Geschwistern voraus. Es wurmte Sibilla jedes Mal, dass sie die fremde Sprache nicht verstand.

Kats Mutter hatte zu einer deutschen Siedlerfamilie gehört, die vor etlichen Jahren nach Südafrika gekommen war, und ihre beiden Kinder Adriaan und Kat sprachen daher neben Kapholländisch auch ein bisschen Deutsch. Es war fast so etwas wie eine Geheimsprache zwischen ihnen dreien geworden. Aber jetzt waren Mutter und auch Adriaan tot, und sie hatte niemanden mehr, mit dem sie Deutsch sprechen konnte.

Ohne ein weiteres Wort wandte sie sich um und ging zum Wagen, um das Gewehr fortzubringen und ihr Leinenkleid und die Haube anzulegen.

Kapitel 3

Über dem Gebirge kreiste ein Vogel. Simon kniff die Augen zusammen und sah nach oben. War das ein Adler, der dort vor dem strahlend blauen Himmel dahinglitt, ohne auch nur einmal mit den Flügeln zu schlagen? Er hätte ihn gern gezeichnet, aber dazu war das Tier zu weit entfernt. Kurz folgte er ihm mit seinen Blicken, dann sah er wieder zu Boden, auf den zerklüfteten Felsen unter seinen Füßen. Das ockerfarbene Gestein fühlte sich fest an, konnte jedoch tückisch sein, und Simon achtete darauf, jeden seiner Schritte überlegt zu setzen.

Weiter unten breitete sich die mit niedrigem Gras bewachsene Ebene vor ihm aus. Wind fuhr durch seine Haare und wehte ihm eine lockige Strähne ins Gesicht. Hier oben vernahm man kaum mehr als Vogelschreie und das Rauschen des Windes. Nur wenn er ganz genau hinhörte, glaubte er, hinter diesen Geräuschen auch noch Schafblöken und Rufe wahrzunehmen, die vom Fuß der Berge kamen. Dort hatte eine Gruppe wandernder Buren ihr Lager aufgeschlagen.

Solchen Trecks, die in ellenlangen Wagenkolonnen durch das Land zogen, konnte man seit einigen Wochen immer wieder begegnen. Simon war diesem hier aus dem

Weg gegangen. In einer tiefer gelegenen Höhle, die auch für ein Pferd noch leicht zu erreichen war, hatte er seine Stute angebunden und dann den schwierigen Aufstieg über die andere, dem Lager abgewandte Seite gewählt. An seinen freien Tagen wollte er sich nicht auch noch mit diesen Querköpfen, die sich für das auserwählte Volk hielten, herumschlagen.

Er zog sich an einem Vorsprung hoch, dann hatte er den Felsüberhang erreicht, von dem Edward ihm erzählt hatte. Ihm stockte der Atem. Es war noch viel beeindruckender, als er erwartet hatte: Auf dem steilen Überhang, der meterhoch vor ihm aufragte, erkannte er kunstvoll ausgeführte Zeichnungen von Antilopen, von Pavianen und von Figuren auf der Jagd, mit langen Oberkörpern und ausladenden Hüften. Wer hätte gedacht, dass die kleinen braunen Buschmänner derartige Kunstwerke schaffen konnten? Und dann noch hier, in diesen unwirtlichen Bergen.

Wie alt diese Zeichnungen wohl waren? Vorsichtig fuhr er mit der Fingerspitze über eine der rotbraunen Darstellungen, die vermutlich mit Pflanzensäften und Ocker auf den Fels gemalt worden waren. Dann zog er den Riemen seiner Ledertasche über den Kopf und entledigte sich auch gleich seiner leichten braunen Jacke, denn ihm war warm geworden. Er setzte sich auf einen Felsbrocken und packte Skizzenblock, Graphitstifte und ein kleines Federmesser zum Anspitzen aus. Den Farbkasten hatte er zwar auch dabei, aber dafür war später noch genug Zeit. Jetzt wollte er erst einmal das Wichtigste festhalten.

Kaum hatte er die ersten Striche aufs Papier gebracht, tauchte er ein in die vertraute Welt von Linien, Formen und

Schattierungen und vergaß alles andere um sich herum. Dachte nicht mehr an die Pflichten und Ärgernisse, die im Fort auf ihn warteten, oder an das, was Edward zugestoßen war.

Lange saß er dort, während seine Hand mit dem Graphit über das Papier tanzte, er Blatt um Blatt mit Zeichnungen versah und das gesamte Panorama festhielt. Er bemerkte kaum, wie die Zeit verging. Auch den drolligen Klippschliefer, der plötzlich vor ihm auftauchte und dabei einem übergewichtigen Biber ähnelte, bannte er auf das Papier, und der kleine Kerl saß minutenlang bewegungslos da, als wisse er, dass er gemalt wurde.

Erst als der Graphitstift erneut stumpf wurde, legte Simon den Skizzenblock weg und kramte in seiner Tasche nach der Wasserflasche.

Er blickte nach oben. Über ihm flog wieder der Adler, den er schon vorhin beobachtet hatte. In seinen Krallen hielt er etwas, das wie ein Knochen aussah. Dann legte der Vogel die Flügel an, schoss nach unten und ließ den Knochen – oder was immer es war – fallen.

Was tat er da bloß? Hatte Edward ihm nicht auch erzählt, in den Drakensbergen gebe es einen riesigen Vogel, der sich von Knochen ernähre? Simon hatte das für ein Märchen gehalten, denn spätestens bei der Frage, wie das Tier denn bitteschön die großen Knochen zerkleinern und fressen konnte, war Edward ins Stocken gekommen. Aber offenbar hatte er recht gehabt. Erst mit den Buschmann-Zeichnungen, und jetzt mit diesem seltsamen Vogel. Diese abgeschiedene Weltgegend war tatsächlich ein Land der Wunder.

Simon erhob sich. Sein linker Fuß war eingeschlafen und fühlte sich ganz taub an. Er schüttelte den Fuß aus und stampfte mehrmals kurz auf, um den Blutfluss wieder in Gang zu bringen.

Der Adler flog jetzt tiefer, verschwand für einen Augenblick aus Simons Sicht und stieg gleich darauf erneut mit einem großen Knochenstück in den Krallen auf. Kurz kreiste er vor dem blauen Himmel, dann legte er abermals die Flügel an, stürzte nach unten und ließ seine Beute fallen. Simon glaubte, nicht weit über sich ein leises Krachen zu hören.

Der wieder einsetzende Blutfluss sandte feine, prickelnde Stiche durch sein gesamtes Bein, gerade so als würden Tausende von Ameisen über seine Haut laufen. Er ignorierte es, so gut es ihm möglich war, während er hastig seine Zeichensachen zusammenpackte und auch die Jacke dazustopfte. Er hängte sich die Tasche quer über die Schulter, dann begann er, weiter nach oben zu klettern, von wo das Krachen ertönt war.

Er musste nicht lange suchen: Nahe einem Felsüberhang entdeckte er eine flache Steinplatte, die von etlichen zersplitterten Knochen umgeben war. Und auf der Platte saß der große Vogel und verschlang ein Knochenstück.

Simon schob sich noch etwas näher, bis er das Tier aus der Nähe sehen konnte.

Über dem gekrümmten Schnabel hingen borstenartige dunkle Federn, die Augen wirkten wie mit einem schwarzen Stift umrandet. Das war kein Adler, auch wenn man ihn dafür halten konnte mit seinem schwarz und rostbraun gefärbten Gefieder und den mächtigen Schwingen.

Aber Adler ernährten sich nicht von Aas. Das musste ein Bartgeier sein. Ein Geier, der Knochen fraß. Es gab ihn also wirklich!

Diesen Vogel musste er unbedingt zeichnen, das würde ihm sonst niemand glauben!

Versteckt hinter dem Felsvorsprung schob er sich weiter auf dem Sims nach vorne und richtete sich dann vorsichtig auf. Mit einer Hand öffnete er langsam seine Tasche und begann, seine Zeichensachen herauszuholen.

Als er wieder aufblickte, war der Geier verschwunden.

Wo um alles in der Welt war er hin?

Und dann war er urplötzlich wieder da, rauschte mit lauten Flügelschlägen dicht über seinen Kopf hinweg, als wollte er ihn angreifen. Reflexartig wich Simon zurück.

Und trat ins Leere.

Kapitel 4

Kat blickte prüfend in den Himmel. Bald würde die Sonne untergehen. Eigentlich hätte sie längst wieder zurückkehren sollen ins Lager, aber sie hatte keine Lust dazu. Keine Lust, sich wieder Alidas und Sibillas Gekeife über ihr unmögliches Verhalten anhören zu müssen. Oder darauf, mit den anderen Mädchen und Frauen aus ihrer neuen großen Familie das Abendessen zuzubereiten. Sie würden so oder so mit ihr schimpfen, da machte es nichts, wenn sie noch ein paar Minuten länger fernblieb.

Rasch stieg sie die aus rötlichem Gestein bestehenden Felsen hinauf, die bereits lange Schatten warfen. Hier oben war es viel schöner als in dem überfüllten Lager, wo doch nur Arbeit und Gemecker auf sie warteten. Für ein paar Augenblicke saß sie auf einem kleinen Felsvorsprung, sah in den weiten afrikanischen Himmel und betrachtete die sich auftürmenden Gesteinsformationen, die ihr die Sicht in die Ebene versperrten. Jetzt, da sie die Ochsenwagen, Zelte, Feuerstellen und Viehkral nicht mehr sah, konnte sie sich der Illusion hingeben, ganz allein zu sein.

Ein Windstoß kam auf, fuhr ihr unter das weite Hemd und ließ ihre Hosenbeine flattern. Auch heute trug sie wieder die Sachen ihres Bruders, die viel besser zum Klettern

geeignet waren als der lange Rock. Um den Hals hatte sie Adriaans kariertes Halstuch geschlungen, und ihre nackten Füße steckten in einem Paar der bei den Siedlern typischen selbst gemachten Lederschuh.

»Ach, Adriaan«, seufzte sie und blinzelte die Tränen fort.

Der nächste Windstoß wirbelte feinkörnigen roten Sand auf, der gegen den Fels prasselte. Etwas Weißes wehte ihr vor die Füße. Sie griff danach.

Es war ein einzelnes Blatt Papier. Sie drehte es um, und vor Überraschung entfuhr ihr ein leiser Ausruf: Vor sich hatte sie die perfekt ausgeführte Skizze einer Antilope, ganz ähnlich derjenigen, die sie vorgestern geschossen hatte. Aber diese wirkte selbst auf dem Blatt so lebendig, dass sie behutsam mit dem Finger über das Papier fuhr, um sich davon zu überzeugen, dass das Tier nur gemalt war. Eine derart kunstvolle Zeichnung hatte sie noch nie gesehen.

Neben einem schmalen Felsen entdeckte sie ein weiteres Blatt. Es zeigte ein paar einfach ausgeführte Umrisse von Zebras und Gnus, daneben langbeinige Männer und Frauen mit dickem Hinterteil. Als hätte jemand eine der urtümlichen Kritzeleien abgemalt, die auf manchen Felswänden zu finden waren. Gestern, kurz nach ihrer Ankunft, hatte sie sie zum ersten Mal gesehen.

Sie blickte erneut auf das Blatt in ihren Händen. Woher kamen diese seltsamen Zeichnungen? Wer hatte sie gemacht, und wieso fielen sie hier vom Berg wie in der biblischen Geschichte vom Manna, das Gott als Nahrung für sein auserwähltes Volk vom Himmel regnen ließ?

Sie hob den Blick und sah nach oben, mit gegen die

Sonne verengten Augen. Dann machte sie sich an den Aufstieg.

Sie musste nicht weit klettern, als ihr auch schon die nächste Zeichnung in die Hände fiel. Diesmal von einem der niedlichen Klippschliefer, die hier überall im Gebirge lebten.

War das ein Spiel? Wollte ihr hier jemand einen Streich spielen? Aber wer konnte schon wissen, dass sie hier war?

Nur wenige Meter entfernt, auf einem Felsen nahe dem Abgrund, lag eine Tasche aus hellem Leder, als hätte sie jemand dort hingeworfen. Sie hatte einen langen, breiten Gurt, damit man sie sich über die Schulter hängen konnte.

Dann erstarrte sie. Neben der Tasche lag ein Stiefel. Ein mit einer rötlichen Staubschicht überzogener lederner Stiefel. Er steckte an einem engen dunkelgrauen Hosenbein. Der Rest des Körpers verschwand hinter einem Felsblock.

Kats Magen zog sich zusammen. Wieso hatte sie nur nicht daran gedacht, Adriaans Gewehr mitzunehmen? Jetzt hätte sie es gut gebrauchen können, einfach nur um sich sicherer zu fühlen.

Vorsichtig, alle Sinne angespannt, lugte sie um die Ecke.
Da lag jemand.

Ein Mann.

War er tot?

Offenbar war er von irgendwo weiter oben heruntergefallen. Er lag auf dem Stein, halb auf der Seite, das Gesicht von ihr abgewandt. In seinem Gürtel entdeckte sie eine silberbeschlagene Pistole sowie ein Pulverhorn. Er trug keine Jacke. Sein weißes Hemd mit den hochgekrempeelten Är-

meln, über dem er eine graue Weste trug, war an mehreren Stellen zerrissen und blutig, und in seinen blonden, leicht gelockten Haaren sah sie ebenfalls Blut.

Sie wagte sich weiter vor.

»Hallo?« Zaghafst tippte sie den Rücken seiner Weste mit ihrer Schuhspitze an.

Er rührte sich nicht.

»Hallo!«, sagte sie, nun schon etwas lauter.

Noch immer keine Reaktion.

Für einen Moment war Kat versucht, so schnell wie möglich wieder hinunterzusteigen und jemanden aus dem Treck um Hilfe zu bitten. Josias am besten, oder den alten Oom Daniel oder auch Mevrouw Bovenkerk. Aber zuerst musste sie wissen, ob der Mann wirklich nicht mehr lebte.

Sie beugte sich zu ihm nieder und rüttelte ihn vorsichtig an der Schulter. Als er noch immer nicht reagierte, fasste sie etwas fester zu und drehte ihn um, sodass er auf dem Rücken zu liegen kam.

Es war ein junger Mann von vielleicht zwanzig Jahren. Keiner der Männer aus dem Treck, die kannte sie alle. Er war glatt rasiert, seine Augen waren geschlossen. Eine ganze Weile betrachtete sie sein Gesicht, das unter der leichten Sonnenbräune ganz blass war.

Er war recht ansehnlich – nein, sogar sehr ansehnlich, wie sie feststellen musste. Mit seinen blonden Haaren sah er fast so aus, wie sie sich immer den Engel mit dem Flammenschwert vorgestellt hatte, der den Eingang zum Paradies bewachte.

Die Zeichnungen stammten offenbar von ihm. Wer war er? Und wieso war er hier in den Bergen und malte?

Sie suchte nach einem Lebenszeichen, einem Puls. Aber wo um alles in der Welt war das? Irgendwo am Handgelenk? Sie griff nach seinem Arm, glitt an dem hochgekremelten Ärmel seines Hemdes entlang und legte ihren Finger nacheinander an mehrere Stellen seines Unterarms, aber sie spürte nichts.

Lebte er wirklich nicht mehr?

Sie zögerte. Einmal hatte sie gesehen, wie ein Junge vom Pferd gefallen war und danach wie tot dagelegen hatte. Ein paar kräftige Ohrfeigen hatten ihn aber wieder zu sich gebracht.

Sie überlegte nur kurz, dann hob sie die Hand und schlug dem Mann leicht ins Gesicht.

Er reagierte nicht. Wahrscheinlich war er wirklich tot.

Aber so schnell wollte sie nicht aufgeben. Erneut hob sie die Hand und schlug zu, diesmal etwas kräftiger. Und noch einmal.

Er stöhnte leise. Na also!

Sie rüttelte ihn. Und langsam, ganz langsam öffnete er die Lider.

Augen wie seine hatte sie noch nie gesehen. Sie waren von einem geradezu unwirklichen Blau, genau so, wie es sich für einen Engel gehörte.

»Sie sind ja doch nicht tot«, sagte sie.

Er sah sie sichtlich benommen an. Dann verzog er das Gesicht, drehte sich zur Seite und erbrach sich. Kat konnte gerade noch ausweichen.

Dann war er wohl doch kein Engel.

Ein paar Meter über ihnen, auf einem felsigen Vorsprung, hockte ein großer Bartgeier mit schwarzbraunem Gefieder und sah auf sie herab.

»Verschwinde!«, zischte Kat und bückte sich nach einem Stein. »Hier gibt es nichts für dich zu holen.«

Der Vogel breitete die gewaltigen Schwingen aus und erhob sich in die Luft, noch bevor sie den Stein werfen konnte.

Der Fremde saß jetzt leicht vornübergebeugt da, ein Bein angezogen, den Kopf in den Händen, und gab keinen Ton von sich. Eine dünne Blutspur rann aus der Wunde an seinem Hinterkopf und versickerte in seinem aufgestellten Hemdkragen. Auch der Rand seiner grauen Weste war dort schon rot gefärbt.

»He«, sie berührte ihn leicht am Arm. »Sie werden doch nicht schon wieder ohnmächtig?«

Langsam nahm er die Hände herunter. Er sah aus, als wäre ihm noch immer schrecklich übel.

Kat knotete ihr kariertes Halstuch auf und tränkte es mit Wasser aus ihrer Feldflasche.

»Hier«, sagte sie und reichte ihm den nassen Stoff. »Pressen Sie das auf die Wunde. Dann hört es auf zu bluten.« Er sollte gar nicht erst auf die Idee kommen, dass sie das für ihn übernahm.

Er blinzelte sie an, dann nahm er das Tuch aus ihrer Hand.

»Ich habe Ihre Zeichensachen eingesammelt«, erklärte sie. »Das waren doch Ihre, oder?«

Er nickte, das nasse Tuch an den Hinterkopf gepresst. Und verzog gleich darauf das Gesicht. Kein Wunder, sein

Kopf hatte ja auch einen gewaltigen Schlag abbekommen.

»Tut weh, ja?« Kat sprach immer weiter – mehr aus Nervosität als aus Notwendigkeit. Offenbar verstand er sie, aber wieso redete er nicht mit ihr?

»Sind Sie stumm?«, fragte sie ihn das Erste, was ihr in den Sinn kam.

Er sah sie mit gerunzelter Stirn an, als versuche er, die Bedeutung ihrer Worte zu erfassen. Womöglich verstand er sie doch nicht. Oder, kam ihr ein neuer Gedanke, er war nicht ganz richtig im Kopf. Dann musste sie ihn auch nicht länger siezen.

»Ob du nicht reden kannst«, sagte sie daher und machte eine Geste, bei der sie den Mund mit der Hand verschloss und den Kopf schüttelte. »Verstehst du mich?«

»Ja«, sagte er leise. Er war noch immer ziemlich blass, aber es ging ihm offenbar etwas besser. Allmählich schien auch seine Benommenheit zu weichen. »Was ist... passiert?«, murmelte er.

Er konnte also doch reden. Aber jetzt, wo sie einmal mit dem Du angefangen hatte, würde sie auch dabei bleiben.

»Das fragst du mich? Weißt du es denn nicht mehr?«

»Da war ... ein Vogel... Ich bin ... gefallen...«

Sein Holländisch hörte sich seltsam an. Nicht direkt falsch, aber mit einem leichten Akzent.

»Dann hast du das gemalt?«

»Gemalt?« Er sah sie an, als müsste er sich erst mühsam wieder erinnern, was er getan hatte. Seine Augen faszinierten sie. Noch nie zuvor hatte sie Augen von einem so intensiven Blau gesehen.



Inez Corbi

Weit wie der Himmel

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-15758-9

cbj

Erscheinungstermin: September 2014

Wohin das Glück uns führt

Die 15-jährige Katharina und ihre Familie sehen nach der kolonialen Machtübernahme der Engländer in ihrer angestammten Heimat in Südafrika keine Zukunft mehr. Und so gehen sie das Wagnis ein und schließen sich einem gewaltigen Treck gleichgesinnter Siedler an. Diese hoffen, in einer eigenen holländischen Enklave an der Küste eine neue Zukunft und das Glück zu finden. Doch der Weg dorthin ist lang und gefährvoll, und die Gemeinschaft droht sich an den unterschiedlichen Ansichten über die Abschaffung der Sklaverei zu entzweien. Als Katharina zudem unterwegs auf einen verletzten jungen englischen Offizier stößt, muss sie nicht nur zwischen zwei Weltsichten wählen, sondern sich auch dafür entscheiden, wohin ihre Liebe und ihr Leben sie führen sollen.

 [Der Titel im Katalog](#)